

Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT

Hütten- und Walzwerks-
Berufsgenossenschaft

Essen, den 24. Januar 1955
Hoffnungstraße 2

An den
Vorstand der
Hüttenwerk Oberhausen AG.

Oberhausen / Rhld.

Büro Graef

Eing.: 1. FEB. 1955

Dr. Graef vorzulegen

Siering vorzulegen

Strohmeier vorzulegen

Hüttenwerk Oberhausen

258746 29. JAN 55

ABTEILUNG: *Sach*

Büro Strohmeier

Eing.: 31. JAN. 1955

Betr.: Unfallverhütung

Am 18. 1. 1954 konnten wir Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, daß Sie im Jahre 1953 die niedrigste Unfallhäufigkeitsziffer der Großbetriebe für das Jahr 1953 aufzuweisen hatten. Mit unserer Anerkennung hatten wir die Hoffnung ausgesprochen, daß es Ihnen gelingen würde, im Jahre 1954 noch niedrigere Zahlen zu erreichen.

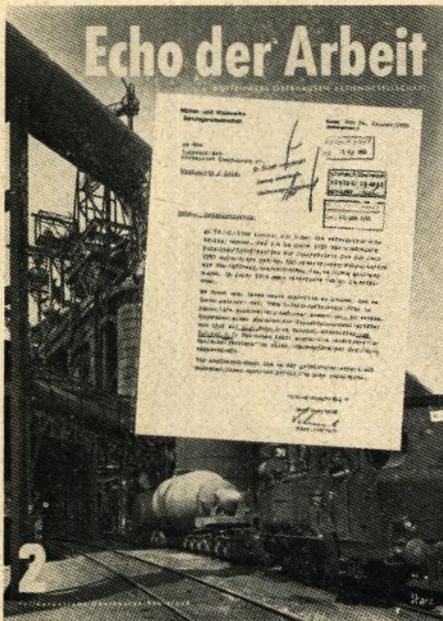
Es freut uns, Ihnen heute mitteilen zu können, daß es Ihnen gelungen ist, Ihre Unfallhäufigkeitsziffer im Jahre 1954 noch weiter, und zwar wesentlich, zu senken. Gegenüber einem Absinken der Gesamtdurchschnittsziffer von 13,0 auf 12,6 fiel Ihre Durchschnittsziffer von 8,9 auf 6,7. Sie haben damit wieder die niedrigste Unfallhäufigkeitsziffer aller Großbetriebe der Berufsgenossenschaft.

Wir beglückwünschen Sie zu der geleisteten Arbeit und wünschen Ihnen weiteren Erfolg für Ihre Bemühungen.

Hochachtungsvoll !

Der Vorstand

Schmidt
Vorsitzender



Als die Post uns diesen an den Vorstand gerichteten Brief ins Haus brachte, da hatte die Abteilung Arbeitsschutz allen Grund, mit berechtigtem Stolz auf die während des letzten Jahres geleistete Arbeit zurückzublicken. Wieviel Not und Elend blieb durch die verminderte Unfallhäufigkeit vielen Kollegen und ihren Familien erspart. Aber der Erfolg hat sich keineswegs von selbst eingestellt, harte Arbeit, vielfach mühevoll Kleinarbeit, mußte von Hubert Powischill und seinen Mitarbeitern geleistet werden. Doch die Kollegen in den Betrieben zeigten größtenteils Verständnis für die vom Arbeitsschutz getroffenen Maßnahmen und arbeiteten positiv mit. Wohl alle Belegschaftsmitglieder haben auf diese Weise mitgewirkt, den Erfolg herbeizuführen, nicht zuletzt die Betriebsleiter, Assistenten, Meister und Unfallvertrauensleute. Ein Erfolg, auf den wir stolz sind und der uns Ansporn sein soll, weiterhin mit allen Kräften den Unfallteufel zu bekämpfen. Also an der Spitze aller Werke der eisenschaffenden Industrie stehen wir: wie etwa in den Oberliga-Tabellen der f. FC Kaiserslautern, der HSV oder Rot-Weiß Essen. Und diese Spitzenstellung gilt es auch in Zukunft erfolgreich zu behaupten. K. H. S.

JAHGANG 6 15. FEBRUAR 1955 2

AUS DEM INHALT:

- Aktuelles A bis Z
- +
- Soziale Rationalisierung
- +
- Sag's mit Humor
- +
- Karneval in Oberhausen
- +
- Steckenpferde an den Start
- +
- Wußten Sie schon
- +
- HOAG-Chronik
- +
- Sonntagsvergnügen von Cerny

ECHO DER ARBEIT

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rhld.), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkszeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17 000 Expl. VVA-DRUCK, Oberhausen. Klischees: Vignold, Essen.

Der Ton macht die Musik

... und was zum guten Ton gehört, steht im „Knigge“

„Über den Umgang mit Menschen“ heißt das Buch, dessen Autor er ist. Es erschien 1788 in 2 Bänden, jedoch blieb es das einzige, welches seinem Verfasser Unsterblichkeit verlieh, obwohl er in seinem verhältnismäßig kurzen Leben noch unzählige weitere Schriften verfaßte. Er nannte sich selbst einen Vielschreiber. Das ist insofern tröstlich, als die Papierflut, welche uns täglich überschwemmt, doch scheinbar nicht nur zu den Sünden unserer Tage zählt.

Im allgemeinen ist über die Lebensgeschichte des vielzitierten Knigge wenig bekannt:

„Freiherr Adolph von Knigge wurde am 16. Oktober 1752 in Bredenbeck bei Hannover geboren, wo seine Eltern ansehnliche Güter besaßen. Er war nach Ansicht seines Vaters wenig begabt. Der Hauslehrer, der für ihn gehalten wurde, verstand es keineswegs, die geistigen Fähigkeiten des jungen Freiherrn zu wecken. Da starb im zehnten Lebensjahre des Knaben die Mutter, die er zärtlich liebte, drei Jahre darauf der sehr prachtliebende, verschwenderische Vater, der 100 000 Taler Schulden hinterließ. Die Kniggeschen Güter wurden von den Gläubigern mit Beschlag belegt und dem Sohn nur eine verhältnismäßig geringe Summe zum Unterhalt abgesetzt.

Im Jahre 1774 wurde Knigge Hofjunker und Kammer-Assessor in Kassel, wo er in tollem Jugendübermut am Hof des lustigen Landgrafen Friedrich manchen Streich ausführte. Nichts anderes als ein toller Streich war auch seine in höchst leichtfertiger Weise eingegangene Ehe mit dem schönen Fräulein v. Baumbach, einer Hofdame der Landgräfin, der er erst im Scherz den Hof machte, bis ihn die Landgräfin selbst beim Wort nahm. Bald darauf aber verliebte er den hessischen Hof, angeblich um seine Vermögensverhältnisse in Ordnung zu bringen, in Wirklichkeit aber wohl, weil er sich durch allerhand dumme Streiche bei Hofe unmöglich gemacht hatte.

Nach Reisen durch Deutschland und Frankreich schloß er sich dem Erbprinzen von Hessen an, der in Hanau residierte und dessen Günstling er bald wurde. Er leitete ein Liebhabertheater, an dem die fürstlichen Herrschaften mitwirkten, komponierte Ballett und spielte auf jede Weise den liebenswürdigen Gesellschafter, der er auch bis an sein Lebensende blieb.

Aber das schöne Leben von Hanau währte nicht allzulange. Den Intrigen seiner Neider, aber auch seinen eigenen Unvorsichtigkeiten hatte er es zu danken, daß er seinem Gönner mißliebig wurde. So übersiedelte er nach Frankfurt a. M., später nach Heidelberg und schließlich wieder in seine Heimat, wo er sich, um leben zu können, immer mehr der Schriftstellerei widmete. Da Knigges finanzielle Lage um so mehr einer Verbesserung bedurfte, weil infolge seines unstillen Lebens seine Gesundheit schwer geschädigt war, bewarb er sich notgedrungen um eine Anstellung als Beamter in Bremen. Krank kam Knigge im Jahre 1791 dort an und verließ auch bis zu seinem Tode im Jahre 1796 nur selten das Bett.

Der Lebensbereich des Freiherrn v. Knigge hatte es mit sich gebracht, daß er über alles, was Etikette und gutes Benehmen anging, aufs beste informiert war, was im merkwürdigen Gegensatz zu seiner Neigung zu dummen Streichen stand. Er war in seinen Umgangsformen das Vorbild der seiner Zeit an den Höfen verkehrenden Persönlichkeiten. Es besteht kein Zweifel darüber, daß Knigge nicht nur alle Register der Unterhaltung beherrschte, sondern auch eine gewandte Feder zu führen wußte. So war es naheliegend, daß er in den Jahren, wo es ihm an Geld fehlte, seine einschlägigen Kenntnisse über den ‚Umgang mit Menschen‘ 1788 zu Papier brachte. In einer Zeitperiode, wo man auf diese Äußerlichkeiten größten Wert legte und es ein schweres Hemmnis bedeutete, die Umgangsformen nicht vollends zu beherrschen, fand natürlich die Broschüre des Freiherrn v. Knigge größte Beachtung. Sie wurde im 19. Jahrhundert wohl das bekannteste Druckerzeugnis, dessen finanzielle Einkünfte seinem Schöpfer allerdings nicht mehr zugute kamen. Bis in unsere Tage hat sich der ‚Knigge‘ behauptet.“

Die Zeiten haben sich zwar inzwischen geändert, geblieben sind aber die Probleme des menschlichen Zusammenlebens. Der Knigge im Anzug unserer Tage ist immerhin ein Buch, dessen Rat wir in bestimmten Situationen wohl gebrauchen können. „Wie man in den Wald hineinruft, so schallt's heraus.“ Das „Wie“ ist die tägliche Frage auch des menschlichen Zusammenlebens im Betrieb.

Nun denn, wenn sich's so ganz von allein ergab, soll's als Fingerzeig gelten. Vielleicht haben wir es wirklich nötig, uns über den Umgang mit Menschen mehr Gedanken zu machen.

DIE WELTSTAHLERZEUGUNG »1954«

Dieser Artikel stützt sich auf eine Untersuchung der British Iron and Steel Federation, der Chambre Syndicale de la Sidérurgie Française, der UNO, der ECE, des amerikanischen Eisen- und Stahlinstitutes und der Iron Age-Korrespondenten in der ganzen Welt. Die Länder hinter dem Eisernen Vorhang verzeichnen 1954 wieder einen beachtlichen Fortschritt der Stahlerzeugung, während die Produktion in der Freien Welt zurückging. Als Ergebnis davon sank der Vorsprung der Freien Welt von 4:1 auf 3:1.

Die gesamte Weltstahlerzeugung ging 1954 um 5,2% gegenüber dem Rekordjahr 1953 zurück, vor allem auf Grund des 20,8%igen Rückgangs der ame-

rikanischen Erzeugung. Die Weltstahlerzeugung betrug 1954 245 190 000 Tonnen gegenüber 258 706 000 Tonnen im Jahre 1953.

Angeführt von Rußland erzeugte der Sowjetblock 1954 7,7% mehr Stahl als im Jahre 1953. Die Produktion der Freien Welt fiel um 9% gegenüber dem Rekordjahr 1953.

Die Stahlerzeugung Rußlands und seiner Satelliten betrug 1954 62 825 000 Tonnen gegenüber 58 337 000 Tonnen in 1953. Die Länder der Freien Welt produz. 1954 182 365 000 Tonnen gegenüber 200 369 000 Tonnen im Vorjahr.

Die amerikanische Erzeugung sank 1954 um 20,8% ab,

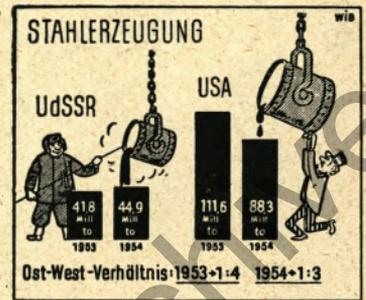
während die russische Erzeugung um 7,4% anstieg. Die USA bringen noch etwa zweimal so viel Stahl wie die Russen (vor 1952 war der amerikanische Vorsprung mehr als 3:1). Die USA-Erzeugung stellt sich 1954 auf 88,3 Mill. Tonnen gegenüber 111,6 Mill. Tonnen im Vorjahr. Rußland erzeugte 44,9 Mill. Tonnen gegenüber 41,8 Mill. Tonnen.

Mit Ausnahme von zwei der in der Liste erfaßten 27 Länder zeigen alle Länder für das Jahr 1954 einen Produktionsanstieg. Neben den USA verzeichnet auch Kanada einen Rückgang.

Rußland nimmt in der Stahlerzeugung hinter dem Eisernen Vorhang einen größeren Platz ein als die USA in der Erzeugung der

Freien Welt. Die Russen behaupten 71,5% des Stahls im kommunistischen Block, während die USA nur 48,4% des Stahls in der Freien Welt erzeugen.

Im Bundesgebiet konnte die Stahlerzeugung 1954 um 12,4% gesteigert werden.



Aktuelles A bis Z der Wirtschaft

Jedermann spricht über Wirtschaftsfragen. Zumindest hält er sich befugt dazu. Das ist natürlich; denn die wirtschaftlichen Probleme berühren jedermann. Die Wirtschaft aber ist ein sehr kompliziertes Gebilde. Selbst Fachleute übersehen und beherrschen heute auch nur einen Teil dieses Gebildes; deshalb spricht und diskutiert man nicht selten aneinander vorbei. Häufig sucht man die Unkenntnis durch den Gebrauch von Schlagworten zu verbergen. Darin aber liegt das Gefährliche: man bewegt sich in einem Nebel von Schlagworten und Abkürzungen. Was aber wirklich hinter diesen Schlagworten und Begriffen steht, woher sie kommen und was sie in Büchern, Zeitungsberichten und Reden bedeuten, das wollen wir hier zu erklären versuchen. In einer Fortsetzungsserie wollen wir in Form eines aktuellen Lexikons Wirtschaftsbegriffe erläutern. Für Arbeiter und Angestellte sowie für alle Lernenden soll dies eine Hilfe sein, um sich auf dem nicht einfachen Gelände der Wirtschaft leichter orientieren zu können. Entnommen wurden die Verfeinerlichkeiten dem Büchlein von W. Jungermann „Aktuelles A bis Z der Wirtschaft“, Lambert Lensing Verlag, Dortmund.

ABSCHREIBUNG

Bei einem Industrieunternehmen nutzen sich Gebäude, Maschinen, Werkzeuge, Fahrzeuge und dergleichen mit der Zeit ab. Sie werden weniger wert. Ein Teil des Wertes geht in die erzeugten Güter ein. Diese Wertminderung muß auch bei einer Vermögensaufstellung, einer Bilanz, berücksichtigt werden. Würde man das unterlassen, so stünde das Vermögen zu einem zu hohen Wert in den Büchern. Deshalb wird für diese Wertminderung eine bestimmte Summe angesetzt; sie wird vom wirklichen Wert, den die Anlagen zur Zeit haben (vom Zeitwert) oder auch vom Anschaffungswert abgeschrieben. Sie ist für das Unternehmen Aufwand. Würde ein Unternehmen keine Abschreibungen vornehmen, so könnte es vielleicht nach einer Reihe von „Gewinnjahren“ vor dem Ruin stehen, wenn es plötzlich seine Anlagen erneuern müßte. Die Höhe der Abschreibungen richtet sich im allgemeinen nach der Lebensdauer der Anlagen und Maschinen. Dabei gibt es gewisse Abschreibungsgrundsätze. Bei Wohngebäuden rechnet man im Durchschnitt mit 1 bis 2%, bei Fabriken etwa mit 2 bis 4%, bei Maschinen mit 10%, bei Werkzeugen oder Autos gar mit 20 bis 30%. Je höhere Abschreibungen möglich sind, desto besser ist es für das Unternehmen. Allerdings setzt die Steuerbehörde hier gewisse Grenzen, da die Abschreibungen, die auf der Aufwandseite verbucht werden, den zu versteuernden Gewinn schmälern. Die Gesamtabschreibungen der deutschen Industrie sind für das Jahr 1951 auf 8 Milliarden DM geschätzt worden. — Außerordentliche Abschreibungen werden nötig, wenn Anlagen oder Maschinen durch besondere Verhältnisse

außerordentlich an Wert verloren haben, wenn man z. B. durch sensationelle Erfindungen mit den bisherigen Maschinen nicht mehr wettbewerbsfähig ist, weil diese alten Maschinen im Verhältnis zu den neuen für die Produktion fast ganz an Wert verloren haben. Diese Abschreibungen werden auch Wertberichtigung genannt.

ALTBAUMIETEN

Eine Mieterhöhung ist ein „heißes Eisen“. Da ein sehr großer Teil der Bevölkerung von einer Mieterhöhung betroffen wird, faßt keine Regierung allzu gern dieses heiße Eisen an: Die Bundesregierung hatte trotzdem im März 1952 durch eine Verordnung eine Mieterhöhung um 10% vorgeschlagen, die zunächst am 1. April, dann am 1. Juli in Kraft treten sollte. Der Bundesrat lehnte vorerst ab; er stimmte der Mieterhöhung aber am 26. September ebenfalls zu. Diese Mieterhöhung soll nur für Altmietwohnungen gelten. Man versteht darunter Wohnungen, die vor dem 1. April 1924 bezugsfertig geworden sind. Dabei ging man von dem Gedanken aus, daß die Hausbesitzer zumindest in der Lage sein müßten, aus den Mieteinnahmen die Altmietwohnungen zu erhalten, d. h. die notwendigen Reparaturen vorzunehmen. Es hat keinen Zweck, in jedem Jahr aus öffentlichen Mitteln 300 000 neue Wohnungen zu schaffen und dafür die anderen verfallen zu lassen. Die Kosten für diese Reparaturen sind aber erheblich gestiegen. Während 1936 im Durchschnitt 12% der Altbauwohnungen durch Reparaturen beansprucht wurden, rechnet man heute mit 32%. Außer diesen Kosten ist auch der Umfang der notwendigen Reparaturen größer geworden. In der Kriegs- und Reichsmarkzeit sind viele Repara-

turen unterlassen worden, während durch die Kriegsverhältnisse zahlreiche neue Schäden hinzukamen. Der Hausbesitzer vertritt deshalb die Ansicht, daß auch bei dieser 10%igen Erhöhung der Altbauwohnungen seine Rechnung noch nicht aufgehe. Von den rund 5,6 Millionen Wohnungen im Bundesgebiet sind 3,6 Millionen vor dem 1. April 1924 hergestellt, so daß etwa jeder zweite Mieter von der 10%igen Erhöhung der Altbauwohnungen betroffen wird. — Eine erste Lockerung des Mietpreisgefüges brachte die Freigabe der Mieten und die Aufhebung des Mieterschutzes für gewerbliche Räume vom 1. Juli 1952 ab.

AMORTISATION

In diesem Wort finden wir das lateinische mors, -tis = der Tod. Amortisation wäre also wörtlich: Erötung. Eine Schuld, eine Anleihe amortisieren, hat somit die Bedeutung, die Schuld allmählich tilgen. Heißt es z. B. in den Anleihebedingungen, die Schuld ist jährlich mit 2% zu amortisieren, so bedeutet das, daß in jedem Jahr 2% der Schuld zu tilgen sind.

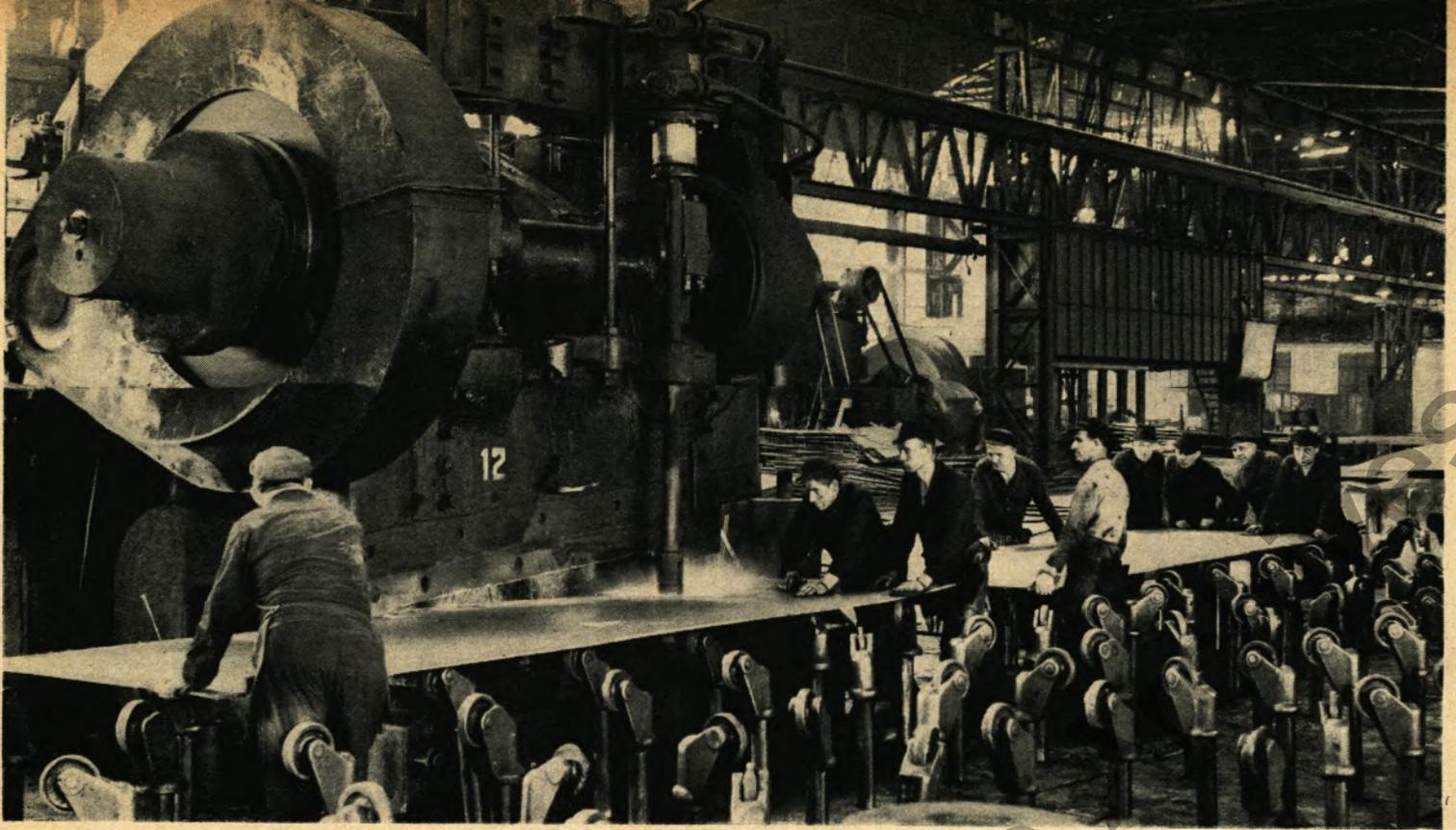
BAISSE (sprich bääh)

Die „Baisse an den Rohstoffmärkten“ war in den ersten Monaten 1952 Hauptthema der Wirtschaftszeitungen. Man hätte ebensogut von einem „starken Preisrückgang“ an den Rohstoffmärkten sprechen können. Denn das französische Wort baisse heißt soviel wie „sinken“; das davon abgeleitete Hauptwort Baisse bedeutet nachgebende, sinkende Preise oder (an der Börse) Kurse. Wer à la baisse spekuliert, rechnet damit, daß Kurse und Preise weiter sinken. Er wird deshalb verkaufen, um nach einiger Zeit wieder günstiger einzukaufen zu können. Der Spekulant

à la hausse dagegen wird möglichst viel kaufen, um später, wenn Kurse und Preise seiner Ansicht nach den Höchststand erreicht haben, zu verkaufen. Die Baisse an den Rohstoffmärkten 1951/52 war ein Rückschlag auf die stürmische Hausse (hausser = erhöhen) nach Ausbruch des Korea-Krieges. Die Welt rechnete 1950/51 für viele Jahre mit einer starken Verknappung der Rohstoffe (zum Teil sogar mit einer Ausweitung des Krieges), jeder wollte deshalb kaufen, dadurch stieg die Nachfrage stürmisch an und infolge dieser Nachfrage der Preis. So kam es zur sog. Korea-Hausse, jener starken Preissteigerung (vor allem bei Rohstoffen) nach dem Ausbruch des Krieges in Korea.

BOOM (sprich boom)

Das englische Wort boom als Tätigkeitswort ist nach dem Lexikon mit summen, brummen oder dröhnen zu übersetzen. Diese Worte erinnern an einen Bienenkorb, in dem es auch summt und brummt und dröhnt, wenn etwas nicht in Ordnung ist, wenn die Bienen unruhig sind. In der Wirtschaft ist ebenfalls etwas nicht in Ordnung, wenn soviel von einem Boom die Rede ist. Auch beim Boom sind die Märkte unruhig und unsicher; die Waren scheinen knapp zu werden, und die Preise schießen deshalb stürmisch in die Höhe. Das war Mitte 1950, nach Ausbruch des Korea-Krieges, der Fall; deshalb sprach man vom Korea-Boom. Ein anderes häufig gebrauchte Wort ist Rüstungs-Boom. So erscheint der Boom zunächst als ein stürmischer Aufschwung der Wirtschaft mit starker Nachfrage, guter Beschäftigungsmöglichkeit, Rohstoffknappheit, längeren Lieferfristen und hohen, oft stürmisch steigenden Preisen, ähnlich wie bei einer Hausse (s. d.). Boom und Hausse werden deshalb oft im fast gleichen Sinne gebraucht. Aber der Boom ist undurchsichtiger, noch weniger von wirtschaftlichen als von politischen Überlegungen bestimmt. Es ist ein ungesunder Aufschwung, es ist, wie im Bienenkorb, etwas nicht in Ordnung, wenn es „boomt“. Den Wirtschaftlern ist deshalb nicht ganz wohl bei einem Boom, weil sie wissen, daß ein Boom nicht ewig dauern kann.



TECHNIK ERSETZT HEINZELMÄNNCHEN

Wenn das der alte Karl Molsbeck noch erlebt hätte! Seine helle Freude hätte er daran haben können. Gehörte er doch zu jenen rühmlichen (leider nicht sehr zahlreichen) Ausnahmen, die sich selbst von schwerster Arbeit nicht stur machen lassen und auch allen jüngeren Kollegen und den Neulingen gegenüber stets ein freundliches, aufklärendes Wort und ein beinahe väterliches Ermahnen übrig hatten. Ich höre ihn noch heute: „Junge, paß mir bloß auf die Fingernägel auf!“ Und so etwas konnte damals an der Schere 12 nicht oft genug gesagt werden.

Denn diese Schere 12 hatte es noch vor drei oder vier Jahren in sich. Den jetzigen großen Einrichtewagen, in dessen Führerhaus nur „auf das Knöpfchen gedrückt“ oder ein kleiner Hebel gezogen zu werden braucht, und schon liegt das Blech, wie groß es auch sein mag, schneidegerecht in der Schere, gab es ja in

Hier die Saumschere nach Durchführung der Rationalisierung. Man sieht keine schwitzenden und vor Anstrengung stöhnenden Arbeiter mehr. Mit Hilfe von Rollgängen und Magneten wird mit dem jetzigen Einrichtewagen die ganze Arbeit von zwei Leuten bewältigt, die ohnehin dabei fast nur Steuerungen an Schalthebeln und Knöpfen zu verrichten haben. Die kräftezehrende Knochenarbeit gehört der Vergangenheit an. Dies ist letzten Endes das Ziel jeglicher Rationalisierung in den Betrieben und Werkstätten.

jener Zeit noch nicht. Ja, nicht einmal der Rollgang reichte so weit; statt seiner gab es hier einige Dutzend Eisenstempel im Boden, von denen jeder in seinem schwanenhalsartigen Kopfteil eine dicke Rolle besaß. Auf diesen Rollen mußten nun die Bleche von einigen Männern von der Schere 11 an bis zur Schere 12 mit den Händen geschoben werden. Nach dem Säumen der Bleche erfolgte dann wieder dieselbe mühselige Prozedur. Nur wenn es ganz schwere Bleche waren, wurde eine Winde mit Seil zu Hilfe genommen. Dieses Blecheschieben war eine Heidenarbeit! Wie gesagt, allein schon die Fingernägel drohten ständig abgerissen zu werden, wie es oft genug geschah, wenn nicht genug aufgepaßt wurde. Außerdem bedurfte es schon einer fast geübten Geschicklichkeit, zwischen den Schwanenhälsen, die ziemlich nahe beieinander standen, gleichsam in einer Art Menüeffschritt hindurchzutänzelnd. Und obendrein bestand noch bei schmälere Blechen die Gefahr, daß sie zwischen die eisernen Stempel fielen, und wem da eines auf die Füße geriet, der ging nach der Schicht bestimmt nicht mehr zu Fuß nach Hause, wohl aber mit dem Wagen ins Krankenhaus, und gleich für ein paar Wochen!

Schließlich verdient auch die Arbeit an den beiden Hebeln, mit denen der Blechniederhalter und das Messer bedient wurden, einen Nachruf. Es ging dort immer im Vierteltakt zu: eins, zwei, drei, vier — Kommandos wie auf dem Exerzierplatz! Später trat ja an die Stelle des einen Hebels eine elektrische Auslösung mittels Knopfs, aber schlimm genug war es noch immer, besonders bei Nachtschicht.

Wie das so ist, hatte man sich an all das jedoch gewöhnt. Für die Männer an der Schere schien es unglaublich, daß es hierbei eines Tages

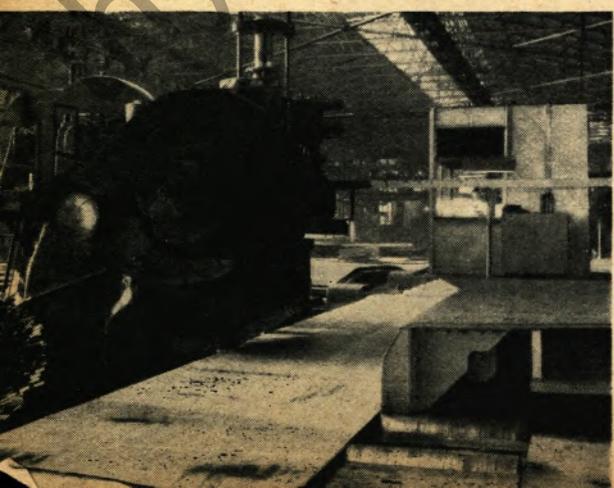
Dieses Bild gibt das beste Beispiel für den Sinn der Rationalisierung. Es handelt sich um die Saumschere des Grobblechwalzwerkes. Hier werden die Bleche seitlich beschnitten. Vor der Durchführung der Verbesserungen wurde die Arbeit unter größtem Kräfteaufwand von einer Vielzahl von Leuten ausgeführt. Auf dem Bild sind neun Mann zu sehen. Die noch warmen Bleche strahlten außerdem eine beachtliche Temperatur aus. Es floß mancher Schweißtropfen.

einfacher zugehen sollte, da es unmöglich erschien, hier eine Verbesserung einführen zu können. Als daher im vorigen Jahre mit dem Bau des jetzigen Einrichtewagens begonnen wurde, gab es nicht wenig skeptische, ja sogar spöttische Bemerkungen. Dieses Monstrum sollte die bisherige Arbeitsweise ersetzen können und sogar noch besser und schneller arbeiten? Einfach lächerlich, was da wieder gebaut wurde! — Aufmerksam wurde die Montage eines jeden einzelnen Teiles verfolgt, schadenfroh jedes anfängliche Versagen belächelt. Aber schließlich zeigte das fertige Werk doch, daß die Konstruktion kein bloßes Hirngespinnst, sondern das Ergebnis guter technischer Erfahrungen und Kenntnisse war.

Seither ist der Blecheinrichtewagen in seiner Einfachheit und Bewährung Selbstverständlichkeit geworden. Wer denkt heute noch zurück an die Zeit der Schwanenhälsen und der abgerissenen Fingernägel? Bei den Männern, die hinter der Schere den Schrott wegtragen, scheint allerdings die Zeit stehen geblieben zu sein, denn sie schleppen ihre Lasten noch immer so wie in all den Jahren. Ob auch dort bald eine Verbesserung eingeführt werden kann? O. S.

Hinweis

Der heutigen Ausgabe wurde von der Betriebskrankenkasse ein Sonderdruck zur Diskussion über die soziale Krankenversicherung beigelegt. Die soziale Krankenversicherung steht in diesen Tagen bekanntlich im Mittelpunkt kritischer Auseinandersetzungen in der breiten Öffentlichkeit. Die Sonderbeilage enthält stichhaltige Stellungnahmen zu den hauptsächlichsten Vorwürfen, die gegen die Krankenversicherung erhoben werden. (D. Red.)



SOZIALE RATIONALISIERUNG

Sind wir „zu sozial“? - Befinden wir uns auf dem Wege zum Wohlfahrtsbetrieb?



Nie wieder einen Helm tragen

Dies war die Ansicht des Arbeitskollegen Fr. Er erinnert sich nicht gern an die Zeit, als er einen Helm zwangsweise tragen mußte. Zu viel unangenehme Ereignisse sind mit dieser Zeit verbunden. Nach seiner Verwundung in Italien — 6 Wochen vor Kriegsschluß —, die zu einer Beinamputation führte, schwor er sich, nie wieder solch ein Ding aufzusetzen. Jahrelang hat er diesen Schwur gehalten. Seine Abneigung gegen Helme dehnte er auch auf den Sturzhelm aus. Auch die Zeitungsnotizen über schwere Kopfverletzungen bei Verkehrsunfällen brachten ihn nicht zum Tragen eines Schutzhelmes. Vor Weihnachten las er in der Werkszeitung den Aufruf zum Tragen des Motorradsturzhelmes. In diesem Aufruf wurde darauf hingewiesen, daß in absehbarer Zeit kein Werksangehöriger sein Motorrad im Werk abstellen darf, wenn er nicht auf seiner Fahrt zur Arbeit zu seiner eigenen Sicherheit einen Sturzhelm trägt. Als Beinbeschädigter war Fr. auf sein Fahrzeug angewiesen. Das Risiko, sein Motorrad nicht unterstellen zu können, veranlaßte ihn widerstrebend, sich einen Sturzhelm zu beschaffen. Bereits einige Tage später hat ihm dieser so verhaßte Helm vielleicht das Leben gerettet. Am 7. 1. d. J. fuhr er wie immer mit seinem Motorrad zum Werk. Unterwegs setzte seine Maschine aus. Er stieg ab, um den Schaden zu beheben. Die Zeit drängte. Intensiv mit seiner Arbeit beschäftigt, überhörte er das Kommen der Straßenbahn. Plötzlich verspürte er einen Stoß, schlug mit dem Kopf gegen den Motorwagen und wurde von dem Schienenrümer zur Seite geschleudert. Der Sturzhelm hatte den Stoß aufgefangen. Abgesehen von geringen Körperverletzungen blieb Fr. unverletzt. Als er wieder auf seinem Motorrad saß, hat er einen neuen Schwur abgelegt. Er ähnelte dem alten, nur die Worte „nie wieder“ fehlten darin. Ho.

Verfasser der nachfolgenden Zeilen ist der heute 73jährige frühere Werkschriftleiter der Robert Bosch GmbH., Otto Debatin, ein Vorkämpfer für industrielle Partnerschaft auf dem Gebiete der betrieblichen Publizistik. So sehr er auch die freiwilligen Sozialleistungen der Werke begrüßt, so bedenklich hält er aber auch jene Entwicklung, die vielerorts durch eine übertriebene soziale Betriebsgestaltung eingeleitet wurde. Um die hierdurch hervorgerufene soziale Krise der modernen Industriebetriebe zu überwinden und den Komplex ‚Mensch und Betrieb‘ in ein neues Gleichgewicht zu bringen, fordert er eine weitgehende soziale Rationalisierung. Der Verfasser sieht sich hierin einig mit der von maßgeblichen Gewerkschaftlern vertretenen Meinung. Da die von unserer Werksleitung befolgte Sozialpolitik auf gleicher Ebene liegt, sollen die bemerkenswerten Ausführungen Debatins zu diesem Problem der Belegschaft nicht vorenthalten bleiben. (Die Red.)

Unsere überreizte Zeit läßt oft Maß und Mitte vermissen. Das gilt nicht zuletzt auch für die „Soziale Betriebsgestaltung“, wo Vernunft schier in Unsinn und die immer wieder betonte Wahrung der Menschenwürde ins Gegenteil umzuschlagen drohen. In Anbetracht der übertriebenen Sozialleistungen mancher Industrierwerke sollte man sich daher einmal über die Grenze der betrieblichen Sozialpolitik, die maßhaltende Mitte, unterhalten.

Von der Wiege bis zur Bahre

Beizupflichten ist wohl in jedem Falle der Meinung von Dr. Dirk Cattepoel (siehe „Echo der Arbeit“ 15/54, Sozialreise durch Deutschland): „Es besteht seit Beginn der industriellen Arbeitswelt stets auch die Tendenz zum ‚absoluten Betrieb‘, zum Betrieb von der Wiege bis zur Bahre, und hier mußte die Selbstbescheidung einsetzen. . .“ Wo aber ist die Grenze? Beginnen wir mit einem einleuchtenden Beispiel: Nach einem Bericht der Frankfurter Allgemeinen Zeitung über eine Unternehmertagung der „Arbeitsgemeinschaft für soziale Betriebsgestaltung“ waren sich die Teilnehmer u. a. einig in der ersten Sorge über die Krise, in der sich viele Familien befinden. Diese Krise — so folgerte man — habe Rückwirkungen auf den Betrieb. Die Frage, ob der Betrieb ermächtigt oder gar verpflichtet sei, bis in die private Sphäre des arbeitenden Menschen vorzudringen, wurde eindeutig bejaht, schreibt die Zeitung. Mir jedoch will dies als eine bedenkliche These erscheinen, sie ist offenbar nur aus der Sicht des einen Partners gesehen. Ist man des Einverständnisses des anderen überhaupt sicher? Ich glaube, daß eine gesund-empfindende Arbeiterschaft sich mit Recht hiergegen zur Wehr setzen wird. „Was du nicht willst, das man dir tu“, das muß auch keinem anderen zu“, mit diesem Motto sollte ein derartig übertriebenes human-relations-Bemühen ein für allemal abgetan werden.

Denn Krisen sind auch in Familien leitender Betriebsvorgesetzter, selbst in der des Arbeitgebers nicht ausgeschlossen, und ihre Rückwirkungen auf das Betriebsleben können dann doch wohl sehr viel fühlbarer werden als der Ehezwist eines einfachen Arbeiters. Wird nun in solchen „gehobenen Fällen“ der Betrieb ebenfalls in die private Sphäre der Betriebsleiter oder Chefs eindringen? Das dürfte wohl kaum der Fall sein. Wo aber bleibt alsdann der Grundsatz der Gleichberechtigung, der Gleichachtung?

Als Glied der Wirtschaft

Wir laufen Gefahr, in eine gefährliche Tendenz zum Wohlfahrtsbetrieb zu geraten. Will diesen der andere Partner; vorausgesetzt, daß er weiß, wohin dieser Weg im Endeffekt führen muß? Der französische Soziologe Friedmann schreibt: „Allem voran wünscht der Arbeiter, daß sein Betrieb von ihm nichts anderes als nur sein berufliches Können verlangt; für alles andere fordert er völlige Freiheit.“ Und Dr. Erich Potthoff vom Wirtschaftswissenschaftlichen Institut der Gewerkschaften ist überzeugt: „Der Mensch im Betrieb will nicht ‚versorgt‘ oder ‚betreut‘ werden, sondern er will sich als Glied der Wirtschaft und des Betriebes richtig eingesetzt, gewertet, beachtet, geachtet sehen.“ Der Mann im Betrieb hat ein feines Gefühl für unechte und übertriebene Sozialeinrichtungen. Wohlwollen, Fürsorge,

Bevolligungen mit Geschenkcharakter sind für einen Arbeitnehmer mit klaren Vorstellungen oft nicht mehr als eine Bestätigung seiner beruflichen, ja menschlichen Abhängigkeit vom Werk. Gewiß, er wird sich nicht offen gegen solche künstlich hochgeschraubten Sozialleistungen äußern, zumal sie von vielen Arbeitnehmern, namentlich von älteren Kollegen, gewürdigt werden. Nicht vereinbar aber ist eine solche Entwicklung mit der angestrebten Umwandlung des abhängigen Arbeitnehmers zum freien Wirtschaftsbürger; vielmehr wird der Arbeiter durch derartigen sozialen Ballast in seiner persönlichen Freiheit erheblich eingeschränkt, weil er sich förmlich an den Betrieb gekettet sieht.

Einem bayerischen Unternehmen wird nachgerühmt, daß es sogar einen „Sorgendoktor“ unterhalte, der sich mit allen möglichen Anliegen, auch Eheproblemen, Erziehungsfragen der Arbeitnehmer beschäftige. Es ist nur zu begrüßen, daß Einrichtungen geschaffen werden, die einfachen Menschen in drückenden, auch intimen Alltagsorgen, deren sie allein nicht Herr werden, Zuspruch, Rat und Hilfe zuteil werden lassen. Müssen es aber betriebliche Einrichtungen sein? Darauf gibt es nur eine Antwort: Nein! Hat aber der Arbeiter das Fabrikator hinter sich, sollte er sich wie sein Arbeitgeber als freier, unabhängiger Bürger fühlen.

Eingriff in die private Sphäre

Es darf hier auch an die Erfahrung eines englischen Betriebes erinnert werden, der sich seit 150 Jahren im Besitze der gleichen Quäkerfamilie befindet und seit je für seine Arbeiter alle nur erdenklichen Fürsorgeeinrichtungen unterhält. Es fiel auf, daß davon seit einigen Jahren immer weniger Gebrauch gemacht wird. Ein Psychologe ging der Ursache nach. Dabei zeigte sich, die Arbeiter empfinden in unserer gewandelten Zeit die so weit getriebene Betreuung nachgerade als einen unerwünschten Eingriff in ihre private Sphäre. Auch sonst ist die Geschichte der freiwilligen Sozialleistungen getrübt durch manch unliebsame Überraschungen und schmerzliche Enttäuschungen. Unter dem Motto „human relations“, in durchaus wohlmeinender Absicht, will man jetzt erst recht in die private Sphäre, ja selbst in den seelischen Bereich der Abhängigen vordringen. Immer häufiger hören wir von Betriebspsychologen, sogar von Betriebspsychotherapeuten, selbst der Werkpfarrer wurde schon genannt. Wohin geraten wir? Was wir brauchen, ist eine „soziale Rationalisierung“.

Vor allem: Maß halten!

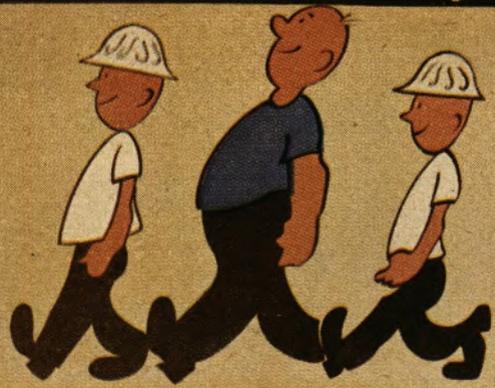
Es wird mit diesen Zeilen nichts abgelehnt, nichts verworfen. Aber es werden Bedenken geäußert, ob nicht da und dort die Grenze bereits übersehen wird, die innezuhalten die Forderung der Gleichberechtigung und Gleichschaltung zur Pflicht macht.

Und sollte nicht auch Wert gelegt werden auf eine vernünftige Grenze zwischen Betreuung und Verwöhnung, zwischen Verweidlichung und Selbstverantwortung, Selbsthilfe? Alles Fragen, die hier einmal zur Diskussion gestellt seien — bevor übersteigertes Wohl tun zur Plage wird und ein Neopatriarchalismus ein weiteres Ressentiment heraufbeschwört.



Unfälle
 ereignen sich nicht,
 sie werden verursacht!

DREI Männer gehen



EINER wird getragen



von **ZWEI** Klügeren.

Sag's mit Humor

Können Sie sich noch erinnern?: Otto, wackle nicht mit dem Stuhl, Otto, beug Dich nicht so weit aus dem Fenster heraus, Otto, Du sollst nicht immer auf das dünne Eis gehen, Du sollst nicht mit Streichhölzern spielen, Du sollst nicht auf dem Treppengeländer herunterrutschen! Natürlich können Sie sich noch erinnern. Manchmal haben Sie damals gewiß gedacht, als Sie noch der kleine Otto waren: Alles, was angenehm und vergnüglich ist, verbieten einem diese großen Leute. Und dann sagten sie außerdem immer noch: „Es geschieht nur zu Deinem Besten.“ Komische Leute, diese Großen, daß

sie so genau wußten, was das Beste für einen ist. Aber darüber dachte man gar nicht so lange nach, sondern man nahm es einfach hin als eine Eigentümlichkeit von Eltern und Lehrern und den andern, die etwas zu sagen hatten. Man gewöhnte sich an den drohend erhobenen Zeigefinger und fürchtete sich nur davor, erwischt zu werden. War es nicht so? Dann wurde man älter und die Ermahnungen wurden anderer Art: Das Überschreiten der Gleise ist verboten — Nicht öffnen, bevor der Zug hält — Schuttbladen verboten — Lebensmittel betasten verboten — Hunde mitbringen verboten . . . Man wußte ja, daß dahinter ein Sinn steckt und daß die Großen, Verzeihung, wollte sagen die Behörden, solches nicht deswegen verboten oder anordneten, um uns zu schikanieren. Aber man riskierte es halt doch, öffnete das Abteil, bevor der Zug hielt, lud hier und da ein bißchen Schutt ab, betastete manche Lebensmittel, unter anderem ging man mal schnell über die

Bild ohne Worte



Es ist nichts Neues
 Sicherheits-Ausrüstungen
 zu tragen.



*Ich hab' 30 Jahre lang
gearbeitet ü. hatte nur
einen Unfall*



MORAL :-

*Kümmer dich nicht
um Sachen, die dich
nichts angehen.*

Gleise oder schlug über die Stränge und brachte einen Hund mit. Wird nicht gleich etwas passieren! Schließlich passierte ja auch häufig nichts. Aber manchmal doch, und dann war man auf diesem Gebiet eine Zeitlang hübsch artig und gehorsam. Alle Sprüche sagen: „Gebranntes Kind scheut das Feuer“ und „Durch Schaden wird man klug“. Demnach wäre es das beste, daß man sich gelegentlich die Finger verbrenne oder sich in die Nesseln setze. Dann läßt man's schon, das Spielen mit dem Feuer und andere gefährliche Dinge. Das ist eine recht brauchbare Methode der Erziehung zur Unfallverhütung, so ein ganz kleiner Unfall, so eine Warnung, so ein Wink mit dem Zaunpfählchen. Siehst Du, wie leicht hätte das ins Auge gehen können. Aber, aber — — so ein Unfall ist eine verdammt ernste Sache. Und deshalb scheint uns ein solcher „Wink mit dem Zaunpfahl“ für die Praxis nicht gerade geeignet. Wie sag ich's meinem Kinde oder viel-

mehr meinen Mitmenschen, meinen Kollegen? Ich kann sagen, das Abspringen während der Fahrt ist verboten, oder soll ich vielleicht sagen, springen Sie ruhig rückwärts ab, Sie werden schon sehen. Der ernste, würdevolle Mann wird seine Stimme erheben: Mit der Gefahr soll man nicht scherzen. Soll man wirklich mit der Gefahr nicht scherzen? Ich glaube doch, ein bißchen. Der drohend erhobene Zeigefinger verliert auf die Dauer seine schreckende Wirkung; man gewöhnt sich so leicht ans Donnerwort von der Gefahr. Und dann: Wer will denn gerne dauernd erzogen werden? Die Buben nicht, die Männer nicht. Da tut ein klein wenig Schulterklopfen wohl, ein schmunzelder Hinweis, vielleicht sogar ein Witz — und man begeht keine Dummheit. Das ist die humorige Methode der Warntafeln. Ich glaube, sie ist wirkungsvoller, als wenn der Herr Lehrer vom Katheder predigt und mit dem Stock droht. Sie wollen unser Bestes, sie sagen's nur nicht gleich.

Schickt mir keine Blumen...



**sorgt lieber für
Ordnung!**



**Ich halte nichts
von Sicherheit,
aber seht
wer ich bin!**

KARNEVAL

OBERHAUSEN in BLEESSEN

Oberhausen hat heute einen organisierten Karneval. Wenn die „tolen Tage“ kommen, bricht eine Schunkel-Woge in die Stadt ein und schwemmt den Alltag hinweg. Viele behaupten, diese Woge sei künstlich erzeugt. Der Sturm der Ausgelassenheit werde von gewerblichen Interessenten angeblasen und der Karneval habe nichts mehr von der soliden Deftigkeit, die er in früheren Zeiten als Familien- und Nachbarschaftsereignis noch gehabt habe. Stimmt das?

Oberhausen ist jung, aber Osterfeld ist alt. Osterfeld war nicht von ungefähr Bahnbrecher für den Groß-Oberhausener Karneval. Sollte man die Heimatgeschichte nicht auch auf diesem Gebiet kennen, um besser verstehen zu können, was heute ist? Wie war es früher? Gab es in der ländlichen Bevölkerung, die vor dem Aufstieg der Industrie auf dem heutigen Groß-Oberhausener Gebiet lebte, schon Karneval? War man wirklich damals zäher in den Äußerungen der Lebensfreude oder vielleicht ungebändigter, roher? Sehen wir zu . . .

Osterfeld gehörte zum Vest Recklinghausen. Landesherrn waren die Kölner Kurfürsten oder Fürsterzbischöfe. Um das Jahr 1700 herum kamen strenge Verbote heraus, weil beim Karnevalstreiben im ganzen Vest Recklinghausen schwere Ausschreitungen, auch solche moralischer Art, vorgekommen waren. Zum ersten Male 1757 wurde in dem Dorf Osterfeld von der Kanzel herunter und durch Ausruf bekanntgegeben, daß der Kölner Kurfürst alle Maskeraden und Fastnachtsbälle untersagt habe. Die Zeiläufe seien zu bedenklich und, so ließ der Landesherr verkünden, seine Schwägerin sei soeben gestorben.

Aber einige Jahre später lebten in Osterfeld die Karnevals- oder Fastnachtsfeiern von selbst wieder auf. Wie in der alten Pfarr-Chronik von St. Pankratius niedergelegt ist, gab es am Sonntag, Montag und Dienstag vor Aschermittwoch nicht nur im Dorf Osterfeld, sondern auch in der Umgebung kleinere Umzüge und maskierte Gestalten in den Dorfstraßen. Es war hauptsächlich die ärmere Bevölkerung, die auf die Höfe der „dicken Bauern“ und gutgestellten Handwerker zog, um unter mehr fuselfeuchtem als fröhlichem „Gesang“ die Naturalien zusammenzutragen, die für den

kommenden großen Fastnachts-schmaus am Dienstag nötig waren. Vor den Bauernhöfen wurden „Dorfgeschichten“ vorgetragen. Heute würden wir sagen, Büttenredner packten das „Dornähhörchen“ aus und servierten pikante Privatgeschichten — vielleicht mit der Absicht, bei den „dicken Bauern“ Mettwürste und Schinken locker zu machen als Entgelt für eine „milde Behandlung“. Es wird berichtet, daß Schlägereien in den Fastnachtstagen üblich waren.

Im 19. Jahrhundert benahmen sich die Karnevalisten wieder gesitteter. Einige kluge Leute, besonders Osterfelder Wirtshausbesitzer, kamen auf die Idee, das Karnevalstreiben zu organisieren und damit auch in gewisser Weise zu bändigen. Die Osterfelder Wirte Sustmann, Mangelmann und Vöing brachten es — nicht ganz ohne eigennützige Hintergedanken — fertig, Karnevalsgesellschaften zu gründen und den rohen Umzugs- und Einzelgängerbetrieb der Maskierten von den Wegen und dunklen Winkeln fernzuhalten.

Diese ersten aller Karnevalsgesellschaften hießen Bliessen (auch Blesesen). An ihrer Spitze standen aber keine Präsidenten, wie heute, sondern Rechenmeister. Diese Rechenmeister trugen die Verantwortung dafür, daß die finanziellen und moralischen Grenzen beachtet wurden. Aber das gelang ihnen nur selten. Und Osterfelds Pfarrer hatten Grund, die Karnevalstage mit ziemlich traurigen Empfindungen zu beobachten. Es wird berichtet, die Osterfelder Maskierten hätten eine ungewöhnliche Konsumkraft gegenüber geistigen Getränken entwickelt. Wie bei den damaligen Hochzeitsbräuchen, hätten sie erst aufgehört, wenn sie wie Leichen unter dem Tisch gelegen hätten.

Samstags wurde bei reichlich Bier und Schnaps der „Faschelwend angesteken“. Was wir heute Karnevals- oder Rosenmontagszug nennen, war damals das sogenannte Bliessenjagen. Es fand immer am Dienstag statt. Die Karnevalisten, fast alle maskiert, zogen von Haus zu Haus und sammelten Lebensmittel ein. Zum Unterschiede von heute legten die Osterfelder keinen Wert auf Schönheit. Ihre Masken waren grotesk, in gewissem Sinne abstoßende Verzerrungen des Menschengesichtes. Die geschenkten Würste wurden an sogenannte

„Schüttgaffeln“ gehängt, die mit bunten Bändern verziert waren. Im Zuge wurden Körbe mitgefragt. Speck, Eier und Hühner wurden in ihnen untergebracht. Vor jedem Haus wurden gemeinschaftlich Fastnachtslieder gesungen, die allerdings mit unseren heutigen Schlagern nichts mehr zu tun haben. Einige dieser Sprüche oder Lieder sind noch überliefert, z. B.:

Faschelowend kömmt heran,
et rappelt in die Bössen,
alle Wiewer kriegt en Mann,
eck ook, und ook min Söster.

Ein anderer Spruch lautete:

Faschelowend is vanwend,
Klingel op de Bössen!
Hier en Ei, on dor en Ei,
Mettwoj midden de töschen!
Lott dat Messer sinken
in den dicken Schinken!
Lott mi nicht so lange shtohn,
mot noch en Hüsken widder
gohn!

Wenn heute im Karnevalszug einige Wagen als plastisch gewordene Verulkung des politischen Geschehens die Zuschauer besonders belustigen, so handelt es sich auch hierbei um keine neue Idee. Die Osterfelder machten das früher auch schon so, zwar nicht durch Wagenschaubilder, sondern in echter dramatischer Handlung. Beim Bliesenjagen (Karnevalszug) wurden Vorgänge aus dem Gemeindegesehen oder Ereignisse aus dem Privatleben der Osterfelder Bürger theaternäßig, d. h. in dramatischen Szenen, vorgeführt. Es wird berichtet, daß gerade diese Aufführungen so derb und in ihren Anspielungen oft so verletzend waren, daß Schlägereien und blutige Zwischenfälle nie ausblieben. Diese Hanswurstiaden auf offener Straße wurden daher untersagt.

Schweißgebadet wie irgendein heutiger Prinz, der stundenlang auf seinem Wagen in Bewegung ist, waren damals alle Bliesen-Jäger. Ihr Karneval war im Zusammenhang mit einem unglaublichen Schnapskonsum so strengend, daß sie stundenlang verschnaufen mußten. Aber der Zug kam fast immer mit gewaltiger „Beute“ an guten Sachen und an „Lösegeld“ in das Fastnachtshaus zurück.

Im „Fastnachtshaus“, einer Osterfelder Wirtschaft, herrschte dann

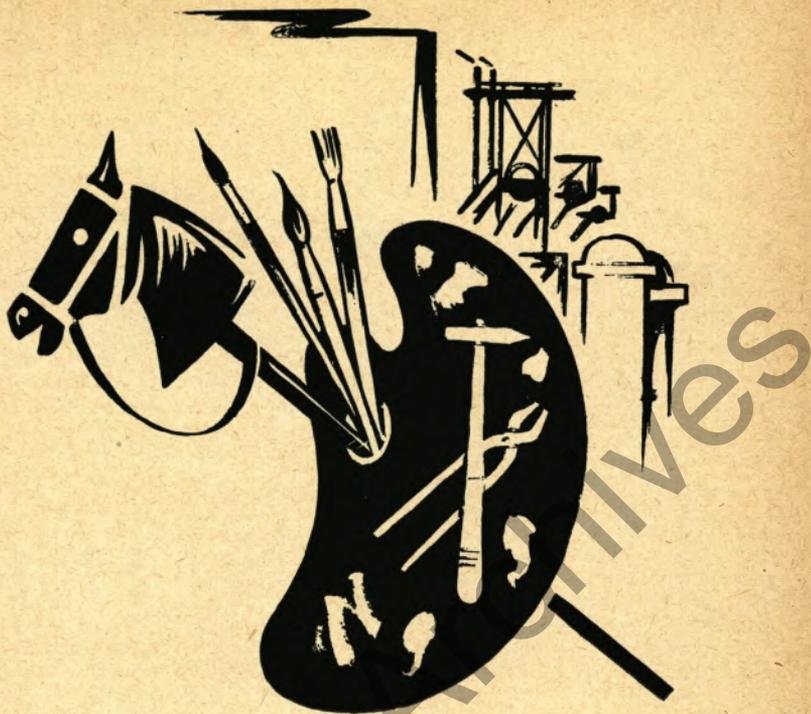
ein Betrieb wie nie. Noch heute gibt es viele Osterfelder, Sterkrader und Oberhausener Familien, die ohne Meitwurstpfannkuchen keine echte Fastnachtsstimmung haben. Dieser Pfannkuchen ist alte Tradition. Er stammt aus der tollen Zeit des Bliesenjagens, wo Speck, Butter, Meitwurst, Eier und Mehl sackweise im Osterfelder Fastnachtshaus landeten und alle Bratpfannen aus der Nachbarschaft herhalten mußten, um riesige Stapel von Pfannkuchen zu bereiten, die am Dienstagabend, nach dem Zug, in einem einmalig verrückten Gelage der Maskierten unter tapferer Hilfe der Bevölkerung verputzt wurden. Dabei wurde gefiedelt und gesungen.

Es wird berichtet, daß die Tänze immer derber und dreister wurden, je später es war.

Dennoch: Der Aschermittwoch kam auch damals. Es ist erstaunlich, aber wahr, daß der größte Teil der Osterfelder, die den Dienstag bis zur Erschöpfung ausgekostet hatten, am Mittwoch in der Dorfkirche sich das Aschenkreuz holten. Darauf wollte keiner verzichten. Aber mit dem Aschenzeichen auf der Stirn wurde dann „Bacchus“ begraben (heute: Hoppeditz). Die Osterfelder bastelten eine große Strohuppe, luden sie auf eine Karre und verbrannten sie „feierlich“ auf dem Kirchplatz oder später auf dem Marktplatz. Auch diese Sitte war damals insofern roh und verletzend, als es dabei zu einer wüsten Nachäufung erster kirchlicher Zeremonien kam. Eine sog. „Bacchuslitanei“, schon Wochen vorher zusammengestellt, wurde im Tone und mit den Bewegungen des Gebetes abgeleiert. Ihr Inhalt war derb, stellenweise oft unflätig, ohne daß man sich dessen eigentlich bewußt war.

Diese Strohuppe, die die Osterfelder am Aschermittwoch öffentlich verbrannten, hatte ursprünglich den Winter dargestellt. Wie sie im Feuer unterging, so würde nun auch der Winter in der heranahenden Frühlingswärme dahinschmelzen. Später erst, als im Fastnachtsbetrieb mehr und mehr eine bloße Gelegenheit zu ungehemmtem Austoben der Trink- und Eßgelüste gesehen wurde, teilte man der Strohuppe die Rolle des Bacchus zu. Diese neue Auslegung kam offensichtlich nicht aus dem einfachen Volk, das von Bacchus nichts wußte.

So ist also die Frage, die hier eingangs gestellt wurde, ob nämlich unser heutiger Karneval besonders ausgelassen und in manchem vielleicht unmoralisch sei, ziemlich genau zu beantworten. Was er an organisierter Betriebsamkeit und geschäftlichem Einschlag im Laufe der Jahrzehnte hinzubekam, mag den Abstand von der alten „Sitte der Väter“ wohl vergrößert haben. Aber gerade diese Organisation bedeutet auch Kontrolle. Der heutige Karneval ist zahmer, gebändigter und mäßiger als der, der vor vielen Jahrzehnten in den Straßen und Wirtschaften mühsam in Anstandsgrenzen gehalten wurde. Ausschweifungen und Ausschreitungen lassen sich nie ganz verhindern. Es kommt eben auf die Menschen an, die sich in den Karnevalstrubel mit dieser oder jener Absicht hineinbegeben.



Steckenpferde an den Start

Am Ascher-Mittwoch wird die Ausstellung eröffnet

Wer in diesen Tagen die Räume der Pressestelle betrat, der mußte sich den Weg bahnen über Kisten und Koffern, Paketen, Packpapier und Kordel. Bilder, Schnitzereien, Hand- und Bastelarbeiten, Fotografien und Schmiedestücke lagen meterhoch aufeinandergestapelt. Es sah aus wie etwa im Warenlager einer Kunsthandlung. Und immer wieder ging die Tür auf, Belegschaftsmitglieder trafen ein und brachten neue Gegenstände. „Steckenpferde“, wie sie sagten, für die Ausstellung, die vom 23. Februar bis zum 4. März im Werksgasthaus stattfindet. Das Echo, das unsere verschiedenen Ankündigungen in der Belegschaft fanden, war ungewöhnlich groß. Selbst die kühnsten Erwartungen wurden übertroffen, so daß wir heute schon Angst haben, der für die Ausstellung zur Verfügung gestellte Raum vermöge die Fülle der „Steckenpferde“ nicht aufzunehmen. Mit dem Aufgalopp so vieler Steckenpferd-Reiter hatten wir nun einmal nicht gerechnet. Am stärksten ist die Malerei vertreten, vornehmlich mit Ölbildern, Aquarellen und Radierungen. Hierunter findet man Bilder, die sich ohne weiteres auch auf der einen oder anderen Kunstaussstellung sehen lassen könnten. Vom Postkarten-Format bis hinauf zu 2 Meter großen Ölgemälden, der malerischen Schöpferkraft waren keine Grenzen gesetzt. Erfreulich, daß nur wenige der Bilder nach Vorlagen gemalt wurden, der weitaus größte Teil ist selbstgewählten Motiven oder gedanklichen Anregungen entsprungen. Selbstverständlich kann die systematische und „naturgetreue“ Abmalerei nach Vorlagen (Postkarten u. dgl.) nie so hoch bewertet werden wie ein nach eigener Vorstellung gemaltes Bild. Das weiß jeder, der sich mit Pinsel und Palette oder Zeichenblock beschäftigt. Und davon werden sich eine Reihe von Kunstsachverständigen, die uns auf die besten Bilder aufmerksam machen wollen, auch leiten lassen. Aber nicht nur die Malerei wird auf der Ausstellung Beachtung finden, auch Fotos werden von sich reden machen. Doch es hieße einen Teil der Vorfreude verderben, wenn wir hier heute schon die ausgestellten Fotos beschreiben wollten. Jeder an der Lichtbildkunst Interessierte wird auf seine Kosten kommen. Damit ist nicht zuviel versprochen. Aber auch die Holzschnitzereien, Laubsägearbeiten und Basteleien, Handarbeiten wie Häkel-, Strick- und Stickarbeiten sowie Schmiedestücke und allerhand sonstige „Steckenpferde“ werden ihre Freunde und Bewunderer finden. Von den vielen Briefmarken-Sammlungen, die für die Ausstellung angeboten wurden, haben wir, weil sonst der Raum wirklich zu klein geworden wäre, lediglich zwei Motivsammlungen ausgewählt. Die Jugend wird sich wahrscheinlich für einige original-getreu nachgebildete Koggen à la Kolumbus oder Störtebekker besonders interessieren. Da wir einmal bei der Seefahrt sind, soll auch nicht verschwiegen werden, daß von einem Bastler die jetzt vor der norwegischen Küste auf dem Meeresgrund liegende „Gneisenau“ in maßstabgerechten Ausmaßen nachgebildet und ausgestellt wurde. Auch ein Hobby oder „Steckenpferd“. — Nun soll noch gesagt werden, zu welcher Zeit die Ausstellung geöffnet ist. Also vom 23. 2. bis 4. 3. Die Eröffnung ist am 23. 2. um 15 Uhr. Von montags bis freitags ist die Ausstellung von 9 bis 18 Uhr und samstags jeweils von 9 bis 13 Uhr für Besucher geöffnet.





DIE VERMISSTE TAUBE

Im Januar besuchten uns

Dies ist eine ganz kleine Geschichte, eigentlich zu unwichtig, um Papier, Bleistift, Schreibmaschine, Redakteur und Setzer zu bemühen. Sie betrifft das Erlebnis einer Taube, und ich schreibe sie nur auf, damit sie unter den Züchtern bekannt wird und andere Tauben davor bewahrt bleiben.

Am Samstag vermisste mein Nachbar eine seiner Tauben. Als sie am Dienstag noch nicht zurück war, fiel ihm ein, was ihm ein Züchterkollege aus dem Stahlwerk einmal erzählte, der ein verschwundenes Tier schließlich im Kamin gefunden hatte; und er ging in den Keller und öffnete die Kamintür. Da hockte die Taube, noch lebend, aber zu schwach zum Fressen, nur trinken wollte sie. Er hofft aber, daß er sie durchbringt.

Nun konnte man sich gut vorstellen, wie es dem Tier ergangen war. Es war aufs Dach geflogen, hatte sich auf den Rand des Kamins gesetzt, war fehlgetreten und in den Schacht gefallen. Nachdem es einmal im Kamin war, konnte es sich weder an den Wänden halten noch wieder aufliegen in dem engen Raum, es stürzte bis auf den Grund.

Da war die Taube in einer schrecklichen Lage, eingesperrt in eine Gefängniszelle, ohne Nahrung, ohne Wasser, drei Tage lang. Sie wäre verhungert, wenn der Nachbar sich nicht jener Geschichte seines Freundes erinnert hätte; und erst der Kaminfeger hätte die Leiche gefunden.

Es war nur eine Taube, aber wir Menschen können doch nicht von ihrem Erlebnis hören, ohne uns an ihre Stelle zu denken. Wir sehen uns in einem engen Kerker, verlassen und hoffnungslos. Und

dreimal sehen wir das Dunkel der Nacht wechseln mit dem Licht des Tages, das von hoch oben dämmerig herabkommt. Niemand weiß von unserem Schicksal, keine Aussicht auf Hilfe.

Schließlich vergleichen wir und finden, daß es uns doch weiß schlimmer ergangen wäre als der Taube. Denn, so sagen wir, das Tier litt ja nur die Not des Augenblicks — die Qual der Bewegungslosigkeit, des Hungers und Durstes. Wir aber littens das gleiche und darüber hinaus noch weit mehr, denn was uns wirklich begegnet,

ist unbedeutend gegenüber dem, was unsere Gedanken und Vorstellungen, die Erinnerungen, Hoffnungen und Ängste daraus machen: das erst ist unser Erlebnis. Das Tier war besser daran!

Ja, so sagen wir. Aber wir wissen es nicht genau. Ich stelle mir vor, daß die Taube, als sie schon Hunger und Durst kaum mehr empfand, immer noch an das Schweben über den Feldern dachte und daß ihr kleines Hirn erfüllt war von der blauen Unendlichkeit des Himmels.

H. Schleip, Blechwalzwerk

IN DER EISENBAHN

Zwei Szenen, kürzlich in der Eisenbahn erlebt, haben wieder die grausame Grenze spürbar gemacht, die uns von den Nächsten der eigenen Sprache trennt.

In einem Dritter-Klasse-D-Zug-Abteil saß neben anderen Reisenden eine bescheiden gekleidete Frau, die unverwandt und brennenden Blicks die ganze Fahrt über aus dem Fenster starrte. Kaum einer beachtete sie, man schlief, döste oder las, redselig war niemand. Da kam der Schaffner zur Billettkontrolle, ein aufgeräumter, vergnügter Mann. Als er die Fahrkarte der Frau am Eckplatz prüfte, streifte er sie mit einem warmen und zugleich mitleidigen Blick und sagte herzlich und zum Glück mit ganz und gar unдиenslicher Stimme: „Ach, ich wünsche Ihnen gute Reise, kommen Sie recht bald wieder her.“ Dann, indem er die Karte zweifelnd näher anschaute: „Aber wo fahren Sie denn hin? Karl-Marx-Stadt, war das nicht mal Chemnitz?“ Da öffnete die schweigsame Frau zum ersten Male den Mund und sagte mit einer leisen und festen Stimme, von der eine Unerbittlichkeit ausging, die mit einem Schlage das ganze Abteil

hellwach machte: „Das war Chemnitz, das ist Chemnitz und das bleibt Chemnitz. Wir werden uns nie daran gewöhnen.“ Und es war kein Zweifel, was sie mit dem „daran“ meinte. Dann sagte sie nichts mehr und war zu keiner noch so gut gemeinten Unterhaltung zu bewegen. Sie starrte weiter aus dem Fenster, bis sie in Düsseldorf umsteigen mußte, und der Blick dieses stillen verquälten Gesichtes sagte mehr als jedes Wort.

*

Wenig später, am Hauptbahnhof Oberhausen, erbat ein altes Ehepaar mit feinen Gesichtern eine Auskunft von der Schalterbeamtin: „Bitte, können Sie uns sagen, was eine Fahrt von Eisenach nach Dresden kostet?“ Es klang unverfälscht sächsisch. Die Beamtin, unpersönlich freundlich, meinte, das wisse sie hier nicht, und gewiß war es auch zuviel von ihr verlangt, die Strecke in Ost-Mark berechnen zu können. „Aber wo wollen Sie hin? Von Eisenach nach . . .“

„Dresdn“, sagten die alten Herrschaften dringend und eifrig, „nach Dresdn“. Die Beamtin schüttelte den

Werk Oberhausen:

10 Kapläne — 40 Schüler der Knabenrealschule Duisburg — 42 Schüler vom Staatlichen Gymnasium Oberhausen — 30 Lehrlinge der Firma Klöckner, Düsseldorf — 1 Japaner — 16 Schüler der Berufsschule Oberhausen — 50 Schüler der Realschule Wuppertal — 22 Schüler der Berufsschule Dinslaken — 28 Schüler der Berufsschule Dinslaken — 5 türkische Ingenieure — 20 Studenten der Universität Köln — 5 Aktionäre.

Werk Gelsenkirchen:

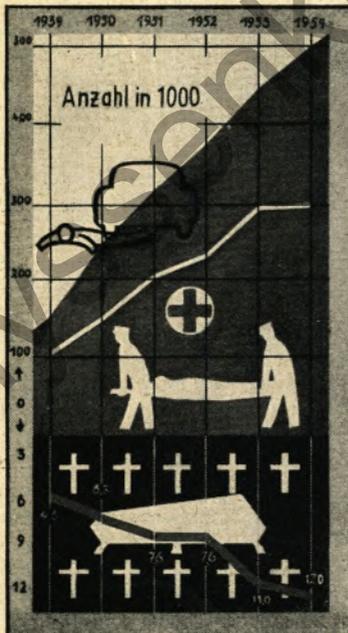
33 Personen des Verbandes für Arbeitsstudien — 2 Herren aus Karlsruhe — 34 Schüler und 3 Lehrer einer Gelsenkirchener Volksschule — 40 Herren des Gelsenkirchener Abendgymnasiums (Werkmeisterklasse).

Kopf, offenbar verstand sie den Dialekt nicht. Aber auch nach allen Wiederholungen blieb ihr Gesicht von einer Verständnislosigkeit, die gleichsam eine unsichtbare Eiswand zwischen den betagten Fragenden und ihr selbst aufsteigen ließ. Es war traurig und schrecklich zu beobachten. Sie hatte offensichtlich keine Ahnung, welche Herrlichkeiten sich einst mit dem Namen Dresden verbanden. Das konnte ihr keiner verübeln, aber war es möglich, daß sie nicht einmal mehr den Namen kannte? Unbewegt und freundlich reichte sie den Fragenden Papier und Bleistift aus dem Schalterfenster, daß sie den Namen ihrer Stadt aufschrieben. „Sie kennt unser altes Dresdn nicht mehr“, sagte der alte Herr und begann traurig lächelnd zu schreiben. Da kam eine kräftige Stimme von den Wartenden hinter ihm: „Natürlich kennen wir Dresden, so weit sind wir doch noch nicht auseinander!“

Auch der dankbare Blick der beiden alten Leute ist so bald nicht zu vergessen.

K. H. S.

Wußten Sie schon?



daß bei den 445 000 Unfällen des Jahres 1954 über 864 000 Verkehrsteilnehmer betroffen wurden, wobei es außer zu 11 228 Todesfällen noch zu 310 196 Unfallverletzten kam?

daß außerdem 1954 in mehr als 258 000 Fällen Sachschaden bis zu 200 DM und in 136 000 Fällen von mehr als 200 DM eintraten?

daß in 75 % all dieser Fälle im Vorjahr ein Kraftfahrzeug beteiligt war, das sind rund 644 000?

daß 1954 von etwa 657 000 registrierten Unfallursachen und -umständen fast 70 % auf Fahrzeugführer, 13 % auf Straßenmängel, 8 % auf Fußgänger und je zwischen 2 und 3,5 % auf technische Mängel, Witterungs- und sonstige Einflüsse entfielen?

daß 1954 drei Fahrer-Unfallursachen weitaus an der Spitze stehen:

1. Nichtbeachtung der Vorfahrt (in 85 529 Fällen)
2. Falsches Überholen oder Vorbeifahren (in 85 493 Fällen)
3. Übermäßige Geschwindigkeit (in 63 047 Fällen)

Es folgen auf den nächsten Plätzen:

4. Falsches Einbiegen oder Wenden (in 43 430 Fällen)
5. Zu dichtes Auffahren (in 29 449 Fällen)
6. Fahren außerhalb oder auf falscher Fahrbahn (in 28 716 Fällen)
7. Fahren unter Alkoholeinfluß (in 23 733 Fällen)

Das ist eine erschreckende Bilanz: Gegenüber der Vorkriegszeit hat sich die Zahl der Verkehrsunfälle im Bundesgebiet vervierfacht; die Zahl der Verletzten ist auf das Dreifache angestiegen, und die Zahl der Toten ist um das 1,6fache gewachsen. Muß das so weitergehen? Darf das so weitergehen?

daß sich etwa 80 % aller Unfälle in Städten und geschlossenen Ortschaften abspielen, daß mithin das Problem der Verkehrssicherheit in erster Linie ein Nahverkehrsproblem und daß unser aller Leben am häufigsten auf den Wegen zwischen Wohn- und Arbeitsstätte gefährdet ist? Wußten Sie das?



WERK OBERHAUSEN

Geburten:

28. 12.
Helmut Heyermann, Tochter Barbara Christine

1. 1.
Kurt Wegner, Sohn Manfred

6. 1.
Paul Prinz, Tochter Sonja

7. 1.
Kurt Judel, Tochter Angelika
Ewald Sommer, Sohn Hans-Jürgen

9. 1.
Günter Senk, Sohn Werner
Kurt Hartmann, Tochter Ursula
Werner Neitzert, Sohn Detlef

11. 1.
Bernhard Krüger, Sohn Bernhard

13. 1.
Otto Klein, Tochter Doris
Heinz Wieseler, Sohn Michael

14. 1.
Albert Munzlinger, Sohn Udo

16. 1.
Herbert Hundermark, Sohn Herbert; Mathias Peukert, Tochter Monika

17. 1.
Johann Donner, Sohn Joachim

18. 1.
Hans-Jürgen Lickfeld, Tochter Ulrike

20. 1.
Friedrich Ernst, Sohn Otmar

21. 1.
Fritz Höfs, Sohn Wolfgang
Friedr. Schilkowsky, Sohn Reiner

23. 1.
Kurt Kempa, Sohn Detlef
Erich Schmidt, Sohn Johannes

24. 1.
Josef Weber, Tochter Christa

26. 1.
Theodor Prinz, Sohn Aloysius

27. 1.
Alfred Bettray, Sohn Alfred

Eheschließungen:

23. 12.
Sigrid Diedenhofen mit Heinz Rößmann

29. 12.
Josef Murawski mit Theresia Stute

30. 12.
Horst Riedel mit Ingrid Bettin
Richard Meinhard mit Berta Erkens

5. 1.
Wilhelm Lampe mit Edith Pingel
Franz Herschbach mit Katharina Kollmann

7. 1.
Berthold Kremer mit Florentine Finken

14. 1.
Bruno Stank mit Dorothea Heckley

19. 1.
Karl-Heinz Diekhöner mit Erna Schmidt

24. 1.
Werner Niermann mit Elisabeth Mölders

2. 2.
Alfred Soll mit Irmgard Henneßen

WERK GELSENKIRCHEN

Geburten:

1. 1.
Hans Knöf, Sohn Hans Joachim

6. 1.
Hans Makoschey, Tochter Renate

21. 1.
Alfred Kostros, Sohn Uwe

Eheschließungen:

27. 1.
Wilhelm Tönnissen mit Anna Milewski

28. 1.
Siegfried Leu mit Rosemarie Dalbeck

Unsere Jubilare im Januar

WERK OBERHAUSEN

50jähriges Dienstjubiläum:

Friedrich Lohmann, Lokführer
Erich Riegel, Schlosser

40jähriges Dienstjubiläum:

Johann Donsbach, Fahrdienstleiter
Franz Essing, Gießer
Friedrich Götz, Klempner
Albert Koschel, Schreibhilfskraft

Ludwig Mohr, Lokführer
Richard Neugebauer, Maschinist
Hermann Pallerberg, Werksbahn-Assistent
Wilhelm Plänsken, Ankerwickler
Hermann Schnitzler, Rohrschlosser

25jähriges Dienstjubiläum:
Heinrich Kühnemann, Kranführer
Artur Losekamm, 1. Schmelzer
Heinrich Molsberger, Maschinist

Alfred Mühleis, Warmsäger
Bruno Pukropp, Walzungskontrolleur
Paul Rapecki, Motorwärter
Friedrich Riepe, Scherenmann

Ihre Diamantene Hochzeit feiern:

21. 2.
Karl Faber, Pensionär

22. 2.
Hermann Ehren, Pensionär

WERK GELSENKIRCHEN

40jähriges Dienstjubiläum:

Heinrich Tepper, Dreher

25jähriges Dienstjubiläum:

Jakob Detampel, Beifahrer
Wilhelm Höhmann, Schlosser
Albert Hopfberger, Drahtzieher
Otto Schreiber, Schreibhilfe

WERK OBERHAUSEN

5. 12.
Wilhelm Müller, Pensionär

9. 12.
Franz Bickmann, Pensionär
Wilhelm Wagner, Pensionär

11. 12.
Johann Plozinizak, Pensionär

18. 12.
Heinrich Neukamp, Pensionär

29. 12.
Johann Drzyzinski, Pensionär
Theodor Spickenbohm, Pensionär

1. 1.
August Küch, Pensionär

3. 1.
Heinz Patt, Rangierer

4. 1.
Peter Lorenz, Pensionär

7. 1.
August Kubowski, Pensionär

9. 1.
Otto Fentzke, Pensionär
Richard Neubauer, Pensionär

10. 1.
Hans Beres, angel. Elektriker
Wilhelm Hoffmann, Pensionär
Gerhard Jansen, Pensionär
Ernst Zimmermann, Pensionär

14. 1.
Heinrich Kock, Pensionär
Jakob Ternes, Pensionär

18. 1.
Gerhard Freikamp, Pensionär

22. 1.
Franz Böckler, Schlosser

Heinrich Hettkamp, Pensionär
Theodor Schenk, Pensionär

26. 1.
Rudolf Neumann, Vorarbeiter

28. 1.
August Lettmann, Pensionär
Franz Unland, Platzarbeiter

29. 1.
Heinrich Hagenbeck, Pensionär

30. 1.
Wilhelm Frings, Pensionär

† Sie gingen von uns

Echo der Arbeit



1
9 Uhr. „Heute bleib ich zu Haus, ein Wetter daß man keinen Hund rausjagen mag.“



2
13 Uhr. „Hm, ein richtiger Sonntag ist es eigentlich nicht ohne Fußball.“



3
13,30 Uhr. „Ach was, man kann sich ja danach anziehen, was sollen die Spieler erst sagen in ihren dünnen Trikots!“

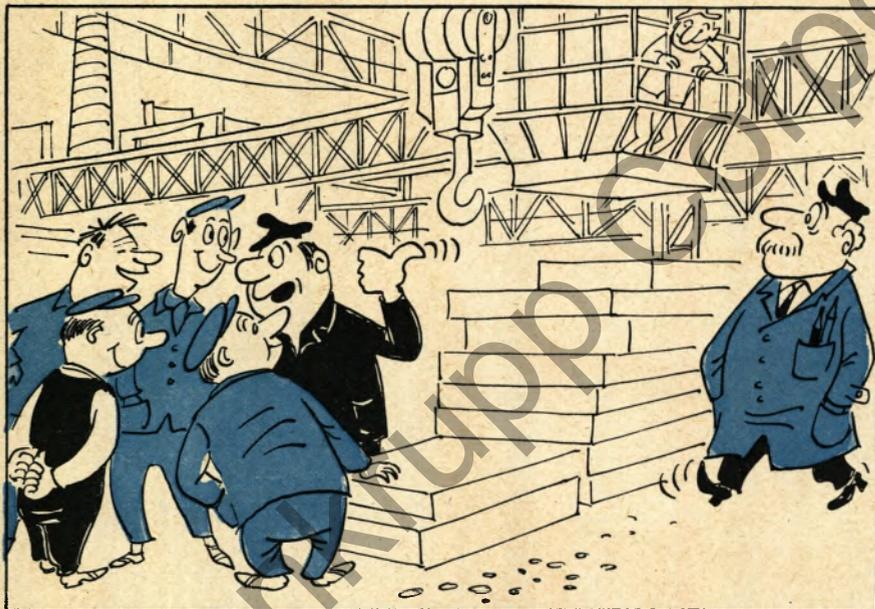


Denn das ist sein Sonntagsvergnügen...

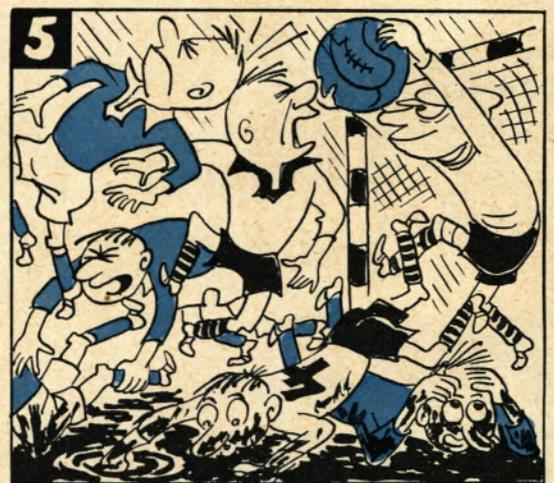
und was sagen die Ehefrauen dazu
fragt unser Zeichner KURT CERNY



4
Denn gespielt



5
„Thema wechseln Jungs, der „Alte“ will vom Fußball nichts mehr hören seit seine Frau Platzsperre für ihn verhängt hat.“



6
. . . . wird bei jeder



7
Hier geht die Sportbegeisterung doch etwas zu weit.



8
. . . . Witterung!!